



SARAH A. PARKER

THE
BALLAD
OF FALLING
DRAGONS

DIE VERDAMMTEN

Roman

Aus dem Englischen von Franca Fritz;
Heinrich Koop; Kerstin Fricke;
Jara Dressler-Rohilla; Marijke Kirchner



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel *The Ballad of Falling Dragons*
bei HarperVoyager, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Sarah A. Parker
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026 by
Penguin Verlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Ulrike Strerath-Bolz

Karte: @virginiaallyn

Illustrationen am Kapitelanfang: @alicecaoillustration

Illustrationen im Innenteil: Sarah A. Parker

Covergestaltung: Bürosüd, München, nach einer Vorlage und
unter Verwendung einer Illustration von Aubrey Troutman of A.T.

Cover Designs, LLC und Adobe Stock / Sylverarts

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60399-3


www.penguin-verlag.de

*Liebe Leser*innen,*

es könnte sein, dass einige Passagen des Buches euch persönlich nahegehen. Aus diesem Grund findet ihr am Ende des Buchs eine Triggerwarnung, die aufzeigt, um welche Inhalte es sich hierbei handelt.

Ab Seite 1111 findet ihr zudem das Glossar zum Roman.

Sarah A. Parker und der Penguin Verlag



*Für meine liebste Nana.
Ich werde dich immer brauchen.*



*A*n diesem Dae war es unnatürlich still. Der Loff lag da wie eine Scheibe aus gehärtetem Glas und bot ein perfektes Spiegelbild seiner Umgebung. Kein Wind bewegte das Gras oder strich heulend über abgeschliffene Felsen. Die Vulkane, die mit ihrer Hitze Gondragh versengten, zügelten ihr Grollen zum ersten Mal seit vielen Phasen. Kein einziger Stein rollte unaufgefordert von seiner Stelle. Selbst die Wolken weigerten sich zu weinen – wie ein verzerrtes Gesicht, das im Moment vor einem gequälten Schluchzer den Atem anhält.

Es war, als hätten Ignos, Bulder, Clode und Rayne ihre Gedanken vereint ... aber an einem anderen Ort. Als wollten sie nur zusehen.

Zuhören.

Diese eigenartige Stille bereitete vielen Leuten Sorgen, und diejenigen, die die Lieder der Schöpfer hören konnten, sprachen später von einem schlechten Omen. Denn an diesem Dae begann der große silberne Moonplume-Mond, der hoch oben über Shade thronte, auf seinem Platz am Himmel zu wanken.

Zuerst ertönte ein Schrei – aus dem Mund von jemandem, der von zu viel Schmerz und Einsamkeit gequält wurde. Als würde eine zu fest genähte Naht platzen. Dann folgten die Worte – aus einem dürstenden Herzen, ohne Sinn und Verstand, rein in der Hoffnung, den Schmerz in der Brust der Frau zu lindern.

Was als Nächstes geschah, ließ die Schöpfer alle gleichermaßen ahnungsvoll aufschreien.

Und dann ...

... stürzte Slátra wie ein leuchtendes Ei vom Himmel, mit solcher Geschwindigkeit, dass sie einen feurigen Schweif aus glühenden Felsen hinter sich herzog. Diejenigen, die das Ereignis miterlebten und danach noch davon berichten konnten, erzählten später, dass die Erde um sie herum einen resignierten Seufzer hervorgestoßen hätte – kurz bevor der Mond mit solcher Wucht einschlug, dass die ganze Welt einen Moment lang erzitterte. Ein passendes Schauspiel, da das Ereignis später eine längst überfällige Abrechnung nach sich ziehen sollte.

Die Schöpfer sahen zu, wie eine Frau aus den wunderschönen leuchtenden Trümmern dieses Mondes stolperte – eine Frau mit pechschwarzen, glitzernden Augen und einer klaffenden, bluttriefenden Wunde am Kopf. Und sie verfolgten, wie die Frau voll brutaler Absichten auf Arithia zustürmte ... bevor man sie gefangen nahm.

Bändigte. In eine Zelle unter dem Berg warf, in der ein Mann hauste, dem vor Blutdurst der Speichel aus den Mundwinkeln lief.

Sie sahen zu, wie die Frau gefoltert wurde. Abgehärtet.

Geschliffen.

Sie wussten, dass dies der Anfang vom Ende war – das Echo eines Ereignisses, das vor vielen Phasen stattgefunden hatte. Dass der Mann, den diese aus dem Mond gefallene Fae einst geliebt hatte, durch die Ebenen streifte, das Herz voller Sehnsucht und den Mund voller Worte, die die Erde zu Staub zerfallen lassen konnten. Dass er die Welt schneller und grausamer beenden konnte als jeder Mondsturz.

Dass das Schicksal gegen ihre Bemühungen arbeitete, alles wieder richtig zu machen, und sie in eine zu kleine, erstickende Ecke trieb.

Doch die Schöpfer kämpften nicht dagegen an – weil sie wussten, dass sie im Unrecht waren. Sie wussten, dass sie verlieren würden, wenn sie eingriffen. Denn an dem Tag, als sie Caelis eine Falle gestellt, ihn in Stücke gerissen und in einen Käfig gestopft hatten, der ihn zu einem schreienden Haufen zermalmte, hatten sie eines außer Acht gelassen. Eine mächtige Kraft, die für immer unbesiegbar sein sollte.

Liebe.



*I*ch taste die kalten, verkalkten Ränder der zerklüfteten Wunde in Slátras Rumpf ab, als eine besonders scharfe Kante meine Fingerspitze einritz. Der Schmerz ist kaum spürbar – fast schon kostbar, als würde ich ein Lied über einen verlorenen Freund hören. Viele der Narben an meinen Händen sind diesem wunderschönen silbernen Mond zuzuschreiben.

Ihr.

Mit langsamen Schritten gehe ich weiter um die zusammengerollte Moonplume herum, zu einer weiteren Wunde in ihrem Körper. Diese Wunde ist so tief, dass ich meinen ganzen Arm hineinschieben kann und gerade noch das andere Ende spüre. Eine Wunde, die ich nun schon zum tausendsten Mal überprüfe – nur um sicherzugehen, dass mir ihre Form im Gedächtnis bleibt, bevor ich zur nächsten gehe. Währenddessen stelle ich mir vor, ich würde die fehlenden Stücke in den Händen halten und sie wieder zusammensetzen.

Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um einen

Wunsch. Und auch nicht um ein einfaches Verlangen, so als wollte man eine Arbeit zu Ende bringen oder ein komplexes Rätsel lösen.

Stattdessen ist da ein tiefer inbrünstiger *Zwang*. Ein innerer Drang, der mich antreibt, seit sie vom Himmel gefallen ist, und der meine Träume und jeden wachen Moment beherrscht, selbst *nachdem* ich Raeve gefunden habe – geschlagen und blutüberströmt in dieser Zelle.

Ich drücke meine Handfläche auf die Stelle zwischen Slátras geschlossene Augen. »Du wirst wieder ganz werden«, sage ich mit rauer Stimme; meine Kehle ist so zugeschnürt, dass ich mich räuspern muss. Dann lege ich den Kopf an ihren – trotz der bitteren, beißenden Kälte, die meine Haut durchdringt. »Ich schwöre bei meinem Leben: Ich werde nicht eher ruhen, bis ich jedes einzelne Stück gefunden und zu dir zurückgebracht habe.«

Sie bewegt sich nicht. Öffnet die Augen nicht und verrät ihre Geheimnisse nicht. Und füllt schon gar nicht dieses zerklüftete Loch in *meiner* Brust – als würde dort etwas fehlen. Ein Gefühl, das mir in den vielen Phasen seit Elluins Verschwinden nur allzu vertraut geworden ist.

Ich schaue hinunter in den glatten Hohlraum, aus dem sie als Raeve geschlüpft ist, und eine andere Art von Schmerz flammt in meinem zu weichen Herzen auf ... ein Schmerz, der sich unmöglich ignorieren lässt.

Ich frage mich, wo sie wohl sein kann. Erinnere mich daran, wie Líri geschrien und geheult hat, als sie zu begreifen schien, dass Raeve fort war. Dass Raeve sie hier in Burn zurückgelassen und sich entschlossen hatte, auf eigene Faust Rache zu nehmen.

Der Liebe den Rücken zuzukehren.

Ich habe jedes schrille Heulen bis in mein tiefstes Inneres gespürt. *Und daran hat sich bis heute nichts geändert.* Ich muss nur einen Fuß in diese Höhle setzen oder die Gedanken von Rygun durch mich hindurchfließen lassen, der sich am Höhleneingang sein Nest gebaut hat ... obwohl die kleine Moonplume inzwischen weniger zu heulen scheint. Als würde sie langsam aufgeben.

Irgendwie macht es das nur noch schlimmer.

Ich drücke Slátra einen Kuss auf die Stirn. Dann gehe ich in Richtung Treppe und streife den Frost von meinem Bart, während ich aus dem eisigen Schimmer ihres silbernen Lichts in die Realität hinaufsteige. Am Höhleneingang zwänge ich mich durch die Blattranken hindurch und trete hinaus in die milde Luft, die durch den in der Ferne grollenden Gewittersturm drückend geworden ist, vorbei an nassen Blüten, von denen Wasser tropft.

Als ich die Tür zu meinem Gemach erreiche, lässt mich das Geräusch flatternder Pergamentflügel aufschauen. Ich strecke die Hand aus, damit sich die anfliegende Lerche darauf niederlassen kann, und mein Herz setzt einen Schlag aus bei dem Gedanken, dass die Nachricht von Raeve stammen könnte. Vielleicht eine Notiz, in der sie mir mitteilt, dass sie mich liebt, aber nicht zurückkommen wird – etwas, was sie mir nicht ins Gesicht sagen konnte.

Atemlos glätte ich die Lerche und lese die Nachricht von Anfang bis Ende. Sie ist in der Sprache der Clans verfasst.

Also nicht von Raeve.

Erleichterung durchdringt mich wie ein Schluck eiskaltes Wasser.

Ich lese Terros' Nachricht ein zweites Mal und gehe in Gedanken die Neuigkeiten über seine Reise nach Bothaim durch – mit Rekk auf dem Sattel hinter ihm. Rekk, der seinem bevorstehenden Tod entgegengefliegen wird.

Dankbar dafür, dass sie vorangekommen sind, falte ich den Brief wieder zusammen und schiebe ihn in die Tasche. Wenn das Wetter mitspielt, sollten sie in zwei oder drei Zyklen in Bothaim landen.

Raeve wird zweifellos schon auf sie warten. Bereit, Rekk bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen und ihn kurz vor seinem Ende um seinen Tod betteln zu lassen.

Hoffentlich verschwindet damit die Blutgier aus ihren Adern.

Ich verdränge den Gedanken, stoße die Tür zu meinem Gemach auf und schiebe mich an den Vorhängen vorbei. Vergewissere mich, dass sie wieder fest zugezogen sind, bevor ich tiefer in den Raum hineingehe und mit den Fingern über meine Laute streiche. Ihr Klang lässt mich innehalten. Stirnrunzelnd nehme ich sie vom Ständer, stelle sie auf meine Hüfte und schlage mit dem Daumen die abgenutzten Saiten an ...

Der Ton, der dabei erklingt – gequält und mit einem schrillen Oberton –, trifft mich wie ein Tritt in den Magen: ein Echo des Schmerzes, der mich seit Elluins Weggang vor so vielen Phasen durchzieht. Die Melodie meines Herzschmerzes. Meiner Liebe und meiner Trauer.

Eigentlich hätte ich die Saiten längst austauschen müssen, aber das hätte den Klang verändert. Und diese Vorstellung fühlt sich falsch an – zumal Elluin die Einzige ist, für die ich gespielt habe, seit Slátra sie in den Himmel trug. Eine Melodie nur für sie, für ihren Geist, in der Hoffnung, dass sie Elluins Herz zu mir zurücklocken würde.

Vermutlich hätte ich lauter spielen müssen.

Ich räuspere mich, stelle das Instrument zurück auf seinen Ständer, öffne meine Karaffe mit Brandy und schenke mir ein Glas ein. Dann trinke ich einen Schluck und spüre, wie der Alkohol mir brennend die Kehle hinunterrinnt, während ich die kleine Tischtischblende öffne und die Glasphiole heraushole, die ich vor über dreißig Zyklen darin verstaut habe.

Beim Anblick des wirbelnden Nebels darin überkommt mich ein plötzlicher Anfall von Schuldgefühlen – als hätte ich einen kleinen Tornado darin eingesperrt.

Ups.

Ich lasse mich in den Ledersessel fallen, trinke einen weiteren Schluck und stelle das Glas beiseite. Entschlossen lege ich die Phiole auf den Tisch und ziehe den Korken heraus.

Sofort quillt Borg daraus hervor, wie ein murrender Nebelschwaden, der sich wirbelnd ausbreitet und rasch an Größe gewinnt. Er krümmt sich kurz zusammen und reckt sich dann, bis er größer ist als der Überwurf meiner Bettstatt. Noch immer fast vollständig transparent, verdichtet er sich danach wieder zu einer schwebenden Masse, die mich nur minimal überragt. Seine schwarzen Augen glitzern vor ...

Wut? Nein. Enttäuschung.

Was es nur noch schlimmer macht.

»Der abwesende König kehrt zurück«, brummt der verärgerte Waif und schwebt vor mir wie eine Blase, an die Phiole gefesselte Sturmwolke.

»Hallo, Borg. Du hast mir auch gefehlt.«

»Deine Taten besagen etwas anderes.« Er dehnt seinen

Mund in die Länge – eine unschöne zerrissene Höhle.
»Wenn du mich das nächste Mal in eine Schublade stopfen willst, *tu es lieber nicht.*«

Ich senke das Kinn und schlage meine Faust gegen meine Brust. »Du hast recht, mein Freund. Das war unüberlegt. Bitte, nimm meine aufrichtige Entschuldigung an.«

»Kommt darauf an.« Erneut dehnt er seinen Mund, dieses Mal zur Seite. »Hast du ein schöneres Gefäß für mich gefunden?«

Verdammt.

»Ich bin noch auf der Suche ...«

»*Du lügst.*« Er schießt so schnell auf mich zu, dass sich mir die Haare auf den Armen sträuben. »Über hundert Phasen, und ich stecke noch immer in demselben hässlichen Ding, verschlossen mit einem *Korken.*«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Es hat ein großes Sichtfenster ...«

»Was nutzlos ist, wenn ich wie ein unerwünschtes Geschenk in eine Schublade gestopft werde.«

Ein kleines Lächeln umspielt meine Lippen. »Gutes Argument.«

Borg schnuppert lange und tief und kommt mir dabei so nahe, dass ich das Gefühl habe, er könnte sich jeden Moment in meinen Mund zwängen und in meine Organe eindringen. Diese Nähe lässt mich jedes Mal erschauern. »Ich rieche Alkohol in deinem Atem.«

»Sag bloß.«

»Hast du mich hervorgeholt, um mich zu füttern?«

Ich greife nach meinem Glas und führe es an die Lippen, sodass er sich zurückziehen muss, während ich einen weiteren brennenden Schluck trinke. »Kommt da-

rauf an«, stoße ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und spiele das übliche Spiel.

Er schenkt mir ein breites Grinsen, zieht sich wabernd zurück und tut so, als würde er Nebel unter seinen beschlagenen Fingernägeln hervorpulen. »Ich habe noch immer nichts von deiner Elluin gehört. Das Gleiche gilt für die anderen. Allerdings ist ein wohlgenährter Bruder in Gore kürzlich einer Fae begegnet, die förmlich von Geistern *bedrängt* wurde. Geister, die unbedingt mit ihr reden wollten. Darunter seltsamerweise einige verstorbene Mitglieder der Familie Neván.«

Mein Herz springt mir fast aus der Brust.

»Für einen ordentlichen Happen ...«, fährt Borg fort, den Blick noch immer auf seine Fingernägel geheftet, während mein Blut brodelt, »... könnte ich meinen Bruder bitten, sich nach den Botschaften zu erkundigen, die sie übermitteln wollten ...«

»Du wirst deinen Brüdern sagen, dass sie sofort aufhören sollen, nach Elluins Geist zu suchen«, knurre ich mit solcher Wut, dass der Raum bebte – die Fäuste so fest geballt, dass sich ein Sprung durch mein Glas zieht. »Oder nach *irgendjemandem*, der mit ihr in Verbindung steht.«

Borgs Hand wabert flach vor den Umrissen seiner Brust, als hätte ich ihn gerade verwundet. »Aber du hast geschworen, mich ein *Äon* lang zu ernähren, wenn es mir gelingt, mich mit Elluins Geist zu verbinden ...«

»Tu, was ich sage, sonst schicke ich dich in den Nebel zurück.«

Sofort schrumpft er auf die Größe eines Woetoe und schaut zu mir hoch. Seine Augen wirken riesig im Vergleich zu seinem zitternden Körper.

Er will nicht dorthin zurück.

Bei mir wird er *wesentlich* besser versorgt.

»Und was ist, wenn wir den Rest deiner kostbaren Mondscherben gefunden haben?«, zischt er, während er wieder zu seiner normalen Größe zurückkehrt und sich über mich beugt. »Was wird *dann* aus mir? Wirst du mich zurück in den Nebel stoßen? Oder mich vielleicht in einer Schublade liegen lassen, bis du so alt und senil bist, dass du meine Existenz vollkommen vergessen hast?«

Seine Worte treffen mich und besänftigen meinen Zorn. Ich weiß, wie es sich anfühlt, mit einem Korken verschlossen und in einer Schublade versteckt zu werden.

»Auch dann werde ich dich noch brauchen, Borg. Und ich habe genug schmerzhaftes Erinnerungen, um dich genauso zu überfüttern wie während der letzten hundert Phasen. Andererseits: Vielleicht wäre es klüger, dich einzutauschen«, murmle ich und trinke noch einen Schluck. »Gegen einen Bruder mit einem weniger gierigen Appetit.«

Dieses Mal legt er beide nebligen Hände flach auf seine Brust. »Das würdest du nicht wagen. Ich bin dein *demütiger* Diener.«

Ein hungriger, sadistischer Diener. Aber so morbide es auch ist, dieser Waif kennt mich fast so gut wie Rygun.

Er hat nahezu jeden Teil meiner Qualen und Verluste gekostet. Jedes Mal, wenn er etwas Schmerzhaftes an die Oberfläche bringt, werde ich daran erinnert, mein Leben bewusst zu leben. Mit ganzem Herzen zu ehren und zu lieben und so das Geschwür des Bedauerns herauszuschneiden.

Nahezu.

»Richtig, das würde ich nie wagen«, bestätige ich ernsthaft. »Du bist ein treuer Verbündeter und ein sehr geschätzter Freund.«

Borg bläst sich nicht länger auf und macht sich wieder daran, Nebel unter seinen dünnen Fingernägeln hervorzupulen. »So geschätzt ich auch bin, ich habe schlechte Nachrichten für uns beide, angesichts meines derzeitigen Zustands der fast völligen Auszehrung.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. Entscheide mich dagegen, ihn daran zu erinnern, dass er gar nicht verhungern *kann*.

»Leider habe ich keine Neuigkeiten über den Verbleib weiterer deiner kostbaren Scherben, obwohl die Schwebenden Schwaden weiter nach Norden wandern als jemals zuvor in über hundert Phasen.« Er dehnt die Finger und begutachtet sein Werk. »Ich hoffe, dass einer dieser Brüder bald etwas entdeckt.«

Ich nicke und lasse mir meine Enttäuschung nicht anmerken. »Gut zu wissen.«

Borg macht sich an seiner anderen Hand zu schaffen und fragt mit Unschuldsmiene: »Gibt es vielleicht sonst noch etwas, was ich für dich tun könnte?«

Es fällt mir schwer, den gierigen Unterton in seiner Stimme zu ignorieren.

»Ja, es gibt da tatsächlich etwas. Ich suche nach Informationen über den Verbleib von drei Personen.«

Er schießt so schnell auf mich zu, dass ich nach Luft schnappe und mir Mühe geben muss, seinen düsteren Blick zu erwidern. »Fahre fort ...«

Ich trinke einen weiteren Schluck, um mir etwas persönlichen Raum zu verschaffen, und stoße die nächsten

Worte hervor: »Veya, meine Schwester. Kyzari, meine Nichte. Und Roan, mein Alchemist. Ich habe ihnen allen Lerchen geschickt«, sage ich und wirble die Flüssigkeit in meinem Glas herum. »Und nun erwarte ich dringend Antworten von ihnen.«

Eine Untertreibung.

Die Kluft, die Raeves Abwesenheit hinterlassen hat, füllt sich mit unruhiger Angst, die sich zuckend wie ein Blitz in all meine empfindlichen Muskeln und Sehnen ausdehnt. Ich würde mich von Grihm zu Brei schlagen lassen, nur um meine Gedanken auf etwas anderes zu lenken, aber er ist nicht hier.

Niemand ist hier.

»Ah. Lass mich kurz ein paar Erkundigungen einziehen.« Borg wabert ein paar Schritte zurück und verwandelt sich in einen Nebelschleier, der über dem Boden schwebt.

»Lass dir Zeit«, murmle ich und trinke einen weiteren großen, brennenden Schluck – alles, um mich zu betäuben.

Ich habe das Glas fast geleert, als Borg wieder seine normale Gestalt annimmt. »Ich habe Informationen über deinen Alchemisten«, verkündet er mit hungriger Vorfreude in der Stimme – wie ein treues Tier, das gerade ein Nagetier gefangen und auf mein Kopfkissen geworfen hat.

»Nichts über die anderen?«

»Nein, im Moment nicht. Aber meine Brüder hören sich um.«

Ich nicke, schenke mir noch ein Glas ein und leere es mit drei kräftigen Schlucken, sodass mir der Rachen in Flammen steht. »Worauf hast du heute Lust?«

»Auf den jungen Kaan«, platzt er hervor, zitternd vor

Aufregung, seine Finger nach mir ausgestreckt wie spindeldürre Zeckenbeine. »Etwas wirklich Köstliches, nachdem du mich so lange in der Schublade eingesperrt hast.«

»Also gut, meinetwegen«, murme ich und knalle mein leeres Glas mit Wucht auf den Tisch. Ehrlich gesagt, es könnte schlimmer sein.

Wenn man bedenkt, wie die Dinge stehen, hätte mich wohl jede Erinnerung an die Zeit nach Elluins Weggang nach Arithia endgültig fertiggemacht.

Dann lehne ich den Kopf gegen die hohe Rückenlehne meines Sessels und schließe die Augen. Ich kann spüren, dass Borg wie eine klebrige Wolke auf mich zuschwebt, seine Hände auf meine Schultern, meinen Hals und schließlich auf meinen Kiefer legt und seine Finger um meine Wangen spreizt.

Endlich findet er sein Gleichgewicht.

Als Nächstes nehme ich das brausende Geräusch seines sich öffnenden Mundes wahr – so intensiv keuchend, dass es das donnernde Rasen meines Herzens übertönt. Dann das Gefühl des Eintauchens, als würde eine kalte Zunge meine Kehle hinuntergleiten und sich durch die Schichten meines Körpers bis in die Fasern meiner Seele schieben, tiefer und tiefer ... und sich schließlich zu einem Haken krümmen, der stark genug ist, mich von innen heraus auszunehmen.

Ich balle meine Faust um eine besonders schmerzhafteste Erinnerung, die sich in den Glutresten meines vulkanischen Inneren eingenistet hat, und presse sie auf den Haken.

Borg brummt vor Begeisterung und zerrt sie in gleichmäßigen Schritten aus mir heraus ...



»Er ist doch noch ein Kind!« Mahmis Stimme klingt so laut und traurig, dass es mir das Herz bricht. »Bitte, Ostern! Hab Erbarmen ...«

»Bringt sie zurück zur Festung!«, knurrt Pahpi, über die Schulter gewandt. Seine große Hand umklammert meinen Arm so fest, dass ich glaube, mein Knochen bricht gleich, während er über den Hof stampft und mich so ungeduldig hinter sich herzieht, dass ich bei jedem seiner großen Schritte zwei machen muss.

Wachen eilen herbei, packen Mahmi trotz ihres großen geschwollenen Bauchs und zerren sie den Weg zurück, auf dem wir hergekommen sind.

Sie ruft meinen Namen so laut, dass ihr die Stimme bricht, und verstummt erst, als die Türen zwischen uns zuschlagen.

Pahpis Drache kreist über uns, so nah, dass er die Luft aufwirbelt und mir Sand in die Augen weht.

Ich verziehe das Gesicht, blinzle ganz schnell und versuche, meine Tränen zurückzuhalten. Wenn ich nur aufhören könnte zu weinen, würde man mich vielleicht zu Mahmi zurücklaufen lassen. Dann könnte ich mich vergewissern, dass es ihr gut geht.

Aber die Tränen hören nicht auf. Ganz gleich, wie sehr ich sie zu unterdrücken versuche: Es kommen immer mehr.

Wir passieren den Innenhof und gehen unter schwankenden Bäumen hindurch und eine verwitterte Treppe hinunter, während ich mich bemühe, Schritt zu halten.

Irgendwann geben meine Beine nach.

Der brennende Boden schürft mir die Haut an Knien und Hüfte auf, bis ich eine Blutspur hinterlasse – als würde eine meiner Tonkreiden auf einem Pergament verschmiert.

Ich bin wundgescheuert und habe überall Schmerzen, als Pahpi endlich meinen Arm loslässt und wie ein Turm über mir aufragt. Während ich rückwärtskrabbele, rutscht meine Hand über die Kante von irgendetwas in die Tiefe, und das Herz schlägt mir bis zum Hals.

Schnell werfe ich einen Blick über meine Schulter auf das Loch hinter mir: Es sieht aus wie ein dunkler Schlund, der nur darauf wartet, mich zu verschlingen ...

Eine warme Feuchtigkeit breitet sich in meiner Hose aus.

»Sieh mich an, Kaan.«

Ich wische mir die Tränen aus den Augen, damit ich Pahpi besser sehen kann. Die Sonne, die hinter ihm vom Himmel herabglüht, lässt ihn wie einen wütenden Schatten erscheinen.

Sein dunkles Haar ist unter seiner bronzenen Krone versteckt, deren Rand direkt über den tiefen Falten zwischen seinen harten Augen sitzt. Mein Blick fällt auf die drei Perlen, die an seinem Ohrläppchen baumeln ...

Rot.

Braun.

Durchsichtig.

Mit zitterndem Kinn schaue ich auf den orangefarbenen Becher in seiner Faust, den ich mit meinen eigenen Händen geformt habe. Ganz ohne Hilfe von Bulder.

Pahpi sagt mir immer, ich soll dies formen oder jenes erschaffen! Aber die Dinge, die ich ihm gebe, sind nie gut genug,

weil meine Worte nur bruchstückhaft herauskommen. Dafür bin ich geschickt mit den Händen. Ich dachte, wenn ich ihm etwas Perfektes formen würde, wäre er vielleicht glücklich.

Ich wollte nur ein Lächeln, mehr nicht ...

»Warum weinst du?«

Weil mir das Herz wehtut.

Weil ich Dae für Dae an diesem Becher für Pahpi gearbeitet habe – und er ihn jetzt so ansieht, wie er mich ansieht. Als wäre er nicht gut genug.

Ich wische mir weitere Tränen aus den Augen. »W-w-weiß nicht ...«

»Habe ich etwa deine Gefühle verletzt?«

Rasch blicke ich auf den Becher in seiner Hand, dann wieder auf Pahpis große braune Stiefel. Es fällt mir leichter, sie anzusehen, als sein wütendes Gesicht.

»Dein Herz ist zu weich, Kaan. Genau wie das deiner Mutter. Genau wie dieser Becher.«

Er ballt die Faust.

KNACK.

Keramikscherben fallen auf den Boden wie die zerbrochenen Teile meines Herzens.

Anstatt zu schluchzen, schlucke ich meine Tränen hinunter. Aber sie brennen, als hätte ich gerade die Sonne verschluckt.

»Ich weiß, dass du denkst, ich wäre zu streng zu dir – so wie dein Großvater streng zu mir war. Aber du vergisst, dass du der Sohn eines Königs bist ... geboren mit Schwächen, die das Vermächtnis der Vaegors beflecken könnten.«

Die Worte klingen wie das Knurren eines Drachen, laut und verletzend.

Pahpi hockt sich vor mich, und seine Reitjacke aus rotem Leder spannt sich über seinen breiten Schultern, als er auf die Scherben zeigt. »Die Zeit, die du damit verbracht hast, an die-

sem Geschenk zu arbeiten, hättest du besser auf dein Stottern verwendet. Du hättest daran arbeiten sollen, dich in jemanden zu verwandeln, der der Krone würdig ist. Eine Krone, die seit dem Dae, als unser Vorfahr zum ersten Mal einen Sabersythe bestieg, von einem Vaegor getragen wird.«

Ich betrachte die Krone auf seinem Kopf – all diese scharfen Spitzen, die in den Himmel ragen.

Wie sage ich ihm, dass ich ihrer nicht würdig sein will? Dass ich nur einer Umarmung oder eines Lächelns würdig sein will?

Ein Lächeln von ihm.

Seine Züge entspannen sich etwas. Aber dann fällt sein Blick auf die beiden Perlen, die Mahmi in mein Haar geflochten hat, als ich Ignos und Bulder zum ersten Mal gehört habe ... aber nicht Clode oder Rayne, wie Pahpi gehofft hatte.

Verächtlich zieht er die Oberlippe hoch. »Zeig mir etwas, auf das ich stolz sein kann. Anderenfalls bist du besser als Diener aufgehoben.«

Und damit gibt er mir einen Stoß.

Obwohl ich damit gerechnet habe, kann ich nicht verhindern, dass sich mir beim Fall rückwärts in die Dunkelheit der Magen umdreht – so schnell, dass ich mich fast übergebe.

Ich schlage so hart auf dem Boden auf, dass mir sämtliche Luft aus der Lunge gepresst wird. Als ich endlich wieder atmen kann, bemerke ich einen neuen Schmerz in meiner Brust – als ob etwas in mir zerbrochen wäre und sich jetzt in wichtige Körperteile bohrt.

Keuchend schaue ich zu dem Licht über mir hinauf, rund und bleich wie ein Moonplume-Mond ...

Pahpi beugt sich über den Rand. Seine Nackenmuskeln spannen sich an, als er einen Satz hervorstößt, den ich nie richtig habe aussprechen können – ganz gleich, wie oft er mich schon in dieses Loch gestoßen hat.

Bulder erwacht zitternd um mich herum, dann schnappt er zu – und sperrt mich in eine Dunkelheit, die so heiß und drückend ist, dass es mir die Kehle zuschnürt. Aber es gelingt mir, einen Befehl hervorzustottern. Einen Befehl, der Bulder jedoch nur dazu bringt, in Stücke zu zerbrechen, die mich am Kopf treffen und mich fast zerquetschen. Ich versuche es erneut, aber um mich herum sind so viel Staub und zerbrochene Steine, dass es mir schwerfällt, mich zu bewegen.

Das Angstgefühl in meiner Brust übernimmt die Kontrolle. Ich schreie, weine, kratze an der zerklüfteten Dunkelheit. Flehe Bulder an, meinen bruchstückhaften Worten zuzuhören. Aber es nützt nichts. Das tut es nie.

Weil meine Worte nicht richtig funktionieren.

Weil ich keine drei Perlen trage wie Pahpi.

Weil ich schwach, weichherzig und nutzlos bin ...

Abrupt hört Borg auf zu trinken und lockert seinen Griff. Als hätte er einem Fisch einen Haken durch die Eingeweide getrieben und ihn dann in den Loff zurückgeworfen, obwohl seine Innereien heraushängen.

Ich schnappe nach Luft, reiße die Augen auf, während die Erinnerung wieder in mein Inneres zurückgleitet und sich dort zusammenrollt, und schaue mich panisch um. Versichere mir selbst, dass ich nicht unter der Erde gefangen bin und stotternd versuchen muss, mich zu befreien. Dass ich stattdessen in meinem Gemach bin, in Sicherheit und allein ... abgesehen von meinem gefrässigen Waif.

Borg zieht sich stöhnend zurück. »Armer kleiner Junge«, murmelt er und zerfällt zu einem wabernden Kissen aus gesättigtem Entzücken. »Das war köööstlich.«

Mit zitternden Händen schenke ich mir noch ein hal-

bes Glas ein, stürze den Inhalt hinunter und knalle es dann auf den Tisch. »Freut mich, dass du zufrieden bist«, knurre ich und beuge mich vor, um mir die Augen zu reiben. »Was ist mit Roan?«

»Meine Brüder, die in Bothaims Kerker leben, haben mit ihm gesprochen.«

Ruckartig setze ich mich auf. »Was meinst du mit Kerker? Na los, sag schon!«

»Ich bin nur der Überbringer der Nachricht«, murmelt er, viel langsamer, als mir lieb ist. »Roan bedauert, dir mitteilen zu müssen, dass er – und das ist ein direktes Zitat – *›Mist gebaut hat und vor dem Dreiertrat wegen des angeblichen Diebstahls des Buchs von Voyd vor Gericht gestellt wird‹*.«

Mein Herz setzt so ruckartig aus, dass mir schwindlig wird. »Wann?«

»In drei Daes«, antwortet Borg gedehnt. Dann gähnt er, schrumpft zu einem kleinen Nebelschwaden, zieht sich ohne ein weiteres Wort in seine Phiole zurück und lässt mich mit der Stille allein.

Ich starre ins Nichts, und meine Gedanken überschlagen sich, weil ich den Gestank des bevorstehenden Kriegs nicht vertreiben kann.

»Verdammt«, murmle ich, verschließe die Phiole, erhebe mich und schiebe Borg in meine Tasche. Dann gehe ich zur Tür, reiße sie auf – und stehe Pyrok gegenüber, der mit zerzaustem rotem Haar und erhobener Faust dasteht, als wollte er gerade anklopfen. Er macht den Eindruck, als wäre er eben erst von seinem Regalbrett gerollt und geradewegs hierher gestolpert.

Ich schaue ihn an und bereite mich darauf vor, ihm mitzuteilen, dass sein jüngerer Bruder in Bothaim auf

seinen Prozess wartet, als mir seine blasse Gesichtsfarbe auffällt – und die untypische Panik in seinen großen grünen Augen.

Mein Magen zieht sich zusammen.

»Was ist passiert?«

Eine pelzige Miskunn-Hand legt sich von hinten auf Pyroks Schulter und umklammert sie sanft.

Ich runzle die Stirn. »Lumo?«

Sie taucht hinter ihm auf, mit rosa Augen, die in ihrem kleinen Gesicht übergroß erscheinen. »Bin hier.« Dann klettert sie an Pyrok hinauf und zieht sich hoch, bis sie auf seiner Schulter kauert, den bunten Kittel um ihren kleinen, zitternden Körper geschlungen. Und streckt mir ihre Hände entgegen.

Stirnrunzelnd nehme ich sie in die Arme und drücke sie schnell an meine Brust.

Sie krümmt ihre langen Gliedmaßen zusammen und schmiegt sich an mich.

Behutsam streichle ich das helle Fell auf ihrem Gesicht und werfe Pyrok einen Blick zu. »Hat sie etwas gesehen?«

»Ja.« Er hebt den Arm und kratzt sich am Hinterkopf.
»Einen ... einen Mondsturz.«

Mir stockt der Atem.

»Einen schlimmen«, murmelt Lumo, das Gesicht in den Falten meines Hemdes verborgen, sodass ihre Stimme über meinem rasenden Puls kaum zu hören ist. »Lumo hat Angst.«

Mein Herz zieht sich zusammen, und meine Arme spannen sich unwillkürlich schützend um sie.

Nicht zum ersten Mal wünsche ich mir, ihre Visionen hätten erst begonnen, als sie etwas älter war, und nicht direkt im Beutel, nach dem Tod ihrer erschlagenen Mut-

ter. Niemand verkraftet solch schreckliche Visionen ohne Probleme, schon gar nicht in so einem zarten Alter.

»Weißt du, wo der Mond landen wird, Lumo?«

»Nicht *ein* Mond.« Sie schmiegt sich noch enger an meine Brust, als suchte sie Trost. »*Viele* Monde.«

Bei den Schöpfern ...

Ich schaue Pyrok an, der sich noch immer am Hinterkopf kratzt. Sein Gesicht wirkt leicht grünlich – als würde er sich jeden Moment vorbeugen und sich erbrechen –, während eine stumme Unterhaltung zwischen uns verläuft.

»Wie viele, Lumo?« Ich umfasse ihre Wange und kraule sie hinter dem Ohr, in der Hoffnung, ihr Trost zu spenden. »Hast du gesehen, wie viele Monde vom Himmel stürzen werden?«

Sie späht zu mir hoch. Mit Tränen in den Augen schlingt sie ihren buschigen Schwanz um ihren Kopf und presst dadurch meine Hand gegen ihre Wange. »Zu viele.«



Ich liege zusammengerollt auf meiner Strohmatte und starre über den schmutzigen Boden meiner kleinen, beengten Zelle hinweg auf die Gitterstäbe, die im trüben Laternenlicht kaum zu erkennen sind. Beobachte, wie eine verschimmelte Pfütze von Tropfen attackiert wird, die quälend langsam von einem Stalaktiten fallen, und denke immer wieder über meine Begegnung mit dem König der Aasfresser nach.

Was habe ich nur getan?

Ich hätte ihn zum Teufel schicken müssen, statt in aller Eile einen Hilferuf in den Schnörkeln meiner Unterschrift zu verstecken. Wenn die Lerche an den von mir vermuteten Ort fliegt, habe ich jemanden in das Ganze mit hineingezogen, den ich liebe. Und wofür?

Für mich?

Beim Gedanken an meinen Fehler suhle ich mich in Selbstmitleid, erdrückt vom immensen Gewicht des Bergs über mir, und erkenne, was ich bin.

Ein Köder.

Eine fette Beute, die Zuflucht in einer Falle gefunden hat. Das muss der wahre Grund sein.

Vielleicht erreicht die Lerche Kaan gar nicht? Vielleicht

fliegt sie stattdessen zu Pah, und mein Onkel wird nicht in die ganze Sache hineingezogen?

Die Vorstellung schenkt mir nur wenig Erleichterung – sie reicht nicht mal aus, um mich zum Aufstehen zu bewegen. Oder mich zu motivieren, nach einem Weg zur Flucht von diesem schrecklichen Ort zu suchen.

Ich tappe mit dem Fuß auf den kalten Steinboden, rassel mit meiner Kette und versuche, meinen Geist anzuregen. Einen Funken Hoffnung oder Energie aufzubringen, um *etwas zu unternehmen*. Um dieses Problem zu lösen und einen Ausweg zu finden.

Um zu *kämpfen*.

Aber die Stille war noch nie so laut.

Die Wände so nah.

Die Fesseln so eng.

Vielleicht hat Pahs Miskunn ja herausgefunden, wo ich bin. Vielleicht rückt bereits eine Armee an, die mich befreit und nach Arithia zurückbringt.

In eine größere, schönere Zelle, damit ich dort ersticken kann.

Schnaubend starre ich auf die rostige Schüssel mit Essen neben den Gitterstäben – die letzte Mahlzeit, die man mir gebracht hat. Innereien und altbackenes Brot, garniert mit gierigen Maden.

Vielleicht werde ich ja krank und sterbe, bevor überhaupt irgendjemand hierherkommt?

Ich schließe die Augen und ergebe mich dieser Vorstellung. Male mir aus, wie ich tot in der Zelle liege und das Diadem sich löst wie eine Zecke, die nach einem neuen Wirt sucht – einem Wirt, der stark genug ist, den Ätherstein zu tragen.

Doch es gibt niemanden.

Ohne einen Wirt, der die gefräßigen Runen nährt, kann Caelis den Stein verlassen und wieder ganz werden. Und wenn er mich tot in dieser Zelle entdeckt, wird er *wüten*. Tief in meinem Herzen weiß ich, dass er alle in Fetzen reißen wird, die ...

Ein leises Flügelflattern unterbricht meine Gedanken. Dann landet etwas auf meiner Handfläche.

Ich öffne die Augen.

feh

Ich runzle die Stirn so stark, dass die Haut um mein Diadem eingeklemmt wird, und studiere die drei Buchstaben auf dem Bauch der kleinen Lerche – makellos miteinander verbunden, in einer geschmeidigen eleganten Handschrift.

Einfach perfekt.

Genau so, wie sie sein sollte – denn jedes Mal, wenn meine Feder auch nur geringfügig eine Linie überschritt, bekam ich Stockschläge auf die Fingerknöchel. Ein königlicher Titel ist nichts wert, wenn dein Vater zulässt, dass man dich wie eine Münze behandelt, die nie blank genug poliert ist.

Während ich die Buchstaben betrachte, spüre ich, wie der Druck auf meiner Brust zunimmt. Es kommt mir fast so vor, als würde ich erneut erfahren, dass *sie* tot ist. Dass sie bei meiner Geburt verblutet ist und ich nie herausfinden werde, wie sie gerochen hat. Wie ihre Stimme geklungen hat.

Wie sich ihr Tonfall gehoben und gesenkt hat, als sie mir sagte, dass sie mich liebt.

Vielleicht befinde ich mich ja im Zustand morbiden Wahnsinns und bilde mir die Lerche nur ein?

An diesen Gedanken klammere ich mich wie ein blutrünstiger Parasit, stopfe mich damit voll und presse meine Augen so fest zusammen, dass sie schmerzen. Wild entschlossen, dass die Lerche, die ich Mah vor vielen Phasen geschickt habe, derzeit *nicht* mit dem Bauch nach oben in meiner Hand liegt.

Ich öffne die Augen ...

feh

Verdammt.

Vielleicht träume ich ja? Vielleicht habe ich auch die Unterschrift geträumt?

Erneut schließe ich die Augen und murmle Caelis etwas zu. Ein tonloses Lied, das meine Lippen erstarren lässt, bis ich in einen Halbschlaf falle und an einen kalten Ort treibe, irgendwo hoch oben zwischen den Sternen. Dort, wo wir einander hören können. Uns gegenseitig gefahrlos etwas vorsingen können.

Uns lieben können.

Ein Ort, an dem Caelis *ganz* ist – und nicht in Fetzen zerrissen in dem Stein eingeschlossen, der auf meiner Stirn steckt.

Surí ist auch dort statt wie früher eingesperrt in den königlichen Moonplume-Höhlen unter Arithia. Etwas, das uns immer daran gehindert hat, gemeinsam den Himmel zu erkunden und eine starke Bindung aufzubauen.

Zum ersten Mal spüre ich ihre Anwesenheit in meiner Brust. Spüre ihre ausgelassene Freude darüber, wie ihre Flügel die Luft durchtrennen, ihre perlmuttartige Haut, so kalt wie der Wind, der meine Wangen streichelt. Ohne lästige Begleiter, die sie nicht aus den Augen lassen – so wie bei jedem unserer früheren Flüge.

Hier oben gleiten wir über den endlosen Horizont, unter einem funkelnden Sternenteppich, so wie es immer hätte sein sollen.

Frei.

Mah ist auch da ... glaube ich.

Aber vielleicht wünsche ich mir das auch nur. Damit sie mich in ihre Arme schließen und mir sagen kann, dass alles gut wird ...

Etwas stupst mich am Hals und holt mich zurück in meine trostlose, feuchte, übelriechende Realität. Ein säuerlicher Gestank, der nie seine faulige Note verliert.

Mein Herz zieht sich zusammen, als ich mich an die Lerche erinnere.

Ich öffne die Augen, und meine Handfläche ist leer ...

Ein Traum.

Mein ganzer Körper entspannt sich, während ich erleichtert aufatme.

Auch wenn mir der Gedanke gefällt, dass manche Leute gern Geisterlerchen aufsammeln und ihre Rückkehrfalten aktivieren – um dem Absender behutsam mitzuteilen, dass die Nachricht nicht zugestellt werden konnte –, will ich nicht glauben, dass meine Botschaft nicht angekommen ist.

Stattdessen stelle ich mir vor, dass die kleine Lerche es bis zu Mah geschafft hat. Und dass Mah meine Nachricht erhalten hat, aber noch nicht antworten konnte.

Dass sie mich *gehört* hat.

Bei diesem Gedanken schmerzt mein ganzer Körper vor Sehnsucht, und ich schlinge die Arme um meinen Rumpf, halte mich fest und flüstere Caelis zu: »*Hov ahka nuieljuak. Hov-at haquil.*«

Ich liebe dich. Ich bin hier.

Keine Antwort.

Meine nächsten Worte kommen nur noch stockend über meine Lippen: »*Nuieljuakui taf maruli ...*«

Du bist nicht allein ...

Aber ich bin allein.

Hätte ich etwas Scharfes, würde ich mir den Fuß abtrennen und die Eisenfessel abstreifen – nur um seine Stimme wieder zu hören. Eine Sache, an die ich bis zu diesem Moment noch nicht gedacht hatte.

Anscheinend werde ich mein Versprechen an mich selbst brechen und zu einem stumpfsinnigen Wrack verkümmern.

Stöhnend lasse ich die Arme sinken und schlage meine Fessel wieder und wieder auf den Boden – ein klirrendes Dröhnen, das in der Enge meiner Zelle widerhallt.

BANG.

BANG.

BANG.

Pah wäre über meinen plötzlichen Verlust an Selbstbeherrschung maßlos enttäuscht. Ich kann seinen finsternen Blick förmlich spüren – jenen Blick, der mich früher dazu brachte, mich einzunässen, bevor ich klug genug war, den Mund zu halten und mich zu benehmen.

Meistens.

BANG.

BANG.

BANG.

Mir knurrt der Magen.

Erneut starre ich finster auf mein nicht angerührtes Essen und versuche, den Willen aufzubringen, dort hinüberzukriechen und den elenden Fraß hinunterzuwürgen.

Ich bin nicht dumm. Wenn ich einen Weg finden will, um von hier zu fliehen, brauche ich Kraft – ganz gleich, woher sie kommt. Aber angesichts meiner gekritzeltelten Unterschrift und der darin versteckten Botschaft fällt es mir schwer, auf diese rostige Schüssel und das sich windende Essen zu schauen, ohne mich ruckartig übergeben zu wollen.

Stattdessen starre ich an den Gitterstäben vorbei in den dunklen Tunnel und frage mich, wie viele Daes vergangen sind, seit ich allzu bereitwillig in diese Falle getappt bin.

Zu viele.

BANG.

BANG.

BANG.

Ich rolle mich auf die Seite und krümme mich zusammen wie ein verkalkender Drache, die Arme wie Flügel um den Körper geschlungen. Dabei stelle ich mir vor, dass nicht *ich* mich umarme, sondern jemand anderes – und so fest, dass es mir den Atem raubt.

»Nuieljuakui taf maruli ...«

Wieder flattert etwas gegen meinen Hals.

Ich seufze.

Vermutlich hat sich eine weitere arme Kreatur hierher verirrt, auf der Suche nach etwas Warmem, an das sie sich anschmiegen kann. Wenn ich noch eine einzige Vuillo-Motte töten muss, damit sie nicht versucht, ihre Eier in meinem Haar abzulegen, fange ich an zu schreien.

Ich greife nach oben, fange das flatternde Ding ein und halte es vor mich, um es zu betrachten ...

feh

Mein Herz setzt kurz einen Schlag aus. Ein stechender Schmerz, den ich zu ignorieren versuche.

Also kein Traum.

Die Lerche wedelt mit dem Schwanz, und ich schnippe sie von meiner Hand und setze mich hastig auf.

Normalerweise tun Pergamentlerchen so was nicht.

Ich starre das Ding an, das seitlich auf dem Boden liegt ... fleckig, blutverschmiert, ein wenig deformiert. Das letzte Mal habe ich diese Lerche gesehen, als ich einen Namen auf ihre Flügel gehaucht habe – mit der törichten Hoffnung einer Person, die an dem Glauben festhält, dass es wahre Magie gibt.

Die Art von Magie, die *Wunder* wirkt.

Und dass ich Mah einfach wieder ins Leben zurückholen kann, wenn ich mich nur genug anstrenge. Aber jetzt liegt die Lerche hier, mit eingedrückter Rückkehralte, und sieht genauso ramponiert und hoffnungslos aus, wie ich mich fühle. Wie ein Spiegel, in den ich nicht schauen möchte, enttäuscht von dem Spiegelbild, das mich anstarrt.

Seufzend lege ich die Lerche beiseite und bedecke sie mit einem kleinen Haufen Stroh.

So. Ist ja gut.

Eine frostige Brise fährt durch die Zelle und lässt mich erschauern. Als würde Clode mich mit einem Hauch aus der Außenwelt verhöhnen.

Ich unterdrücke den Drang, sie zu beschimpfen, wickle mein zerrissenes und schmutziges Kleid um meine Beine, greife nach meinem Diadem und ziehe daran. Eine vertraute Übelkeit dreht mir den Magen um, während ein Schmerz mein Gehirn durchzuckt, als würde ich versuchen, dicke Haarwurzeln von meinem Schädel zu reißen.

Schnell schlucke ich den Speichel hinunter, der sich unter meiner Zunge gesammelt hat, und versuche, meine Fingernägel unter die Ränder des Diadems zu krallen. Ich bin mir sicher, dass das Ding ein Siegel haben muss, das ich aufbrechen kann ... obwohl es mir trotz unzähliger Versuche in der Vergangenheit nie gelungen ist. Und das mit Werkzeugen, die viel schärfer waren als meine rissigen Fingernägel.

Warmes Blut rinnt mir über die Nase und tropft in die Falten meines Kleids, während ich kratze, schabe und quetsche. Dabei gleitet mein Blick über die dunkelgraue Wand, von einem dort eingeritzten Buchstaben zum nächsten – Buchstaben, die aussehen, als wären sie von einem Kind gekritzelt worden, das gerade das Schreiben lernt.

An diesem Ort.

Hastig verdränge ich den Gedanken und schaue zur Decke, die mit Kohlezeichnungen von Monden bedeckt ist. Monde, die mich erinnern ... an ...

Ich schließe die Augen und schlinge die Arme um meinen rebellierenden Bauch.

Dann höre ich das Flattern von Flügeln und beobachte stirnrunzelnd, wie sich die kleine Lerche in die Luft erhebt – und dabei Halme aus dem Strohhaufen verstreut, aus dem sie irgendwie entkommen ist.

Sie ist hartnäckig, das muss ich ihr lassen.

Die Lerche tanzt zwischen den schwarzen Monden hin und her, bis sie direkt über mir ist. Dann neigt sie sich nach vorn, stürzt auf mich herab, trifft mich genau zwischen den Augen und fällt mir in den Schoß.

»Au!«, murmle ich und reibe mir die Stirn, während ich auf die Lerche starre, die reglos, mit zerknittertem